

RES BIBLIOGRAPHICAE

“*Living in the Past*”?*

Wolfgang SCHENKEL

Ausgangspunkt der Untersuchungen, deren Ergebnisse hier besprochen werden, war die Beschäftigung Peter Der Manuelians mit Grammatik und Paläographie der wichtigeren königlichen Inschriften der 26. Dynastie, ein Material, das Verf. neu kollationiert hat und für dessen Zuverlässigkeit er sich dann auch verbürgt (vgl. S. 100). Im Fortgang der Arbeit wurden, weil das königliche Material nicht allzu reichhaltig ist, Texte nicht-königlicher Personen miteinbezogen, vorwiegend solche biographischer Natur (vgl. S. XXXIII). Die Spur des Untersuchungsgangs zeichnet sich im gedruckten Werk in rückläufiger Weise ab: Im dritten und letzten Teil (S. 295-385) sind die Texte der bedeutenderen königlichen Inschriften dokumentiert sowie zusammenhängend übersetzt und kommentiert. Der zweite und umfangreichste Teil (S. 103-294) behandelt — laut Überschrift — das Verbalsystem bzw. — realistisch gesehen — die Verbalformen der königlichen unter fallweiser (vgl. S. 103) Einbeziehung der genannten nicht-königlichen Texte (Bibliographie S. 105-108). Epigraphische und orthographische Fragen schließlich sind Gegenstand des zweiten Teilkapitels des ersten Teils und dort, worauf gleich noch die Rede kommt, in systematischer Hinsicht nicht sehr glücklich untergebracht (S. 61-108).

Das alles rechtfertigt nicht den Titel des Buches, *Living in the Past*, allenfalls den Untertitel *Studies in Archaism of the Egyptian Twenty-Sixth Dynasty*. Wenn der vielversprechende Titel überhaupt zu rechtfertigen ist, dann durch die Einleitung (S. XXXV-XLII) und das erste Teilkapitel des ersten Teils (S. 1-59), die den allgemeineren Themen des spätzeitlichen “Archaismus” bzw. der saitenzeitlichen “Kopien” gewidmet sind und in denen dann auch der Geist der Saitenzeit im Referat der ägyptologischen Meinungen und in Exemplifizierung auch anhand nicht-sprachlichen Materials zur Darstellung kommt.

An dieser Stelle ist eine Einschaltung nötig. Was die Stoffdisposition angeht, ist das Teilkapitel über die “Kopien”-Frage sehr merkwürdig untergebracht. Es ist nämlich mit den Ausführungen über Epigraphik und Orthographie zusammengespannt, von denen die Rede war, und macht mit diesen zusammen den ersten Teil des Werkes aus, der mit “Epigraphy, Orthography and the ‘Copy’ Question in Dynasty 26” überschrieben ist. Hier muß Rez. bekennen, daß er das Buch schon im “Manuskript” hat lesen dürfen, bei dieser Gelegenheit die Disposition zur Sprache brachte und dadurch möglicherweise den weiteren Gang der Dinge ungunst beeinflusst hat. Ursprünglich stand nämlich, wie das auch noch aus der Formulierung der Teil-

* Besprechungsartikel zu Peter Der MANUELIAN, *Living in the Past: Studies in Archaism of the Egyptian Twenty-Sixth Dynasty*. Studies in Egyptology. London/New York, Kegan Paul International, 1994. XLII-466 p., frontispiece, 78 fig., 20 pl. 21,8 × 28,3. £85.00.

Überschrift (und auch aus späteren Bezugnahmen auf diesen Teil) hervorgeht, das allgemeinere Kapitel über die Kopienfrage nicht prominent an der Spitze, sondern war sozusagen als ein Exkurs oder als ein zweites vorbereitendes Kapitel dem auch eher vorbereitenden Kapitel über epigraphische und orthographische Besonderheiten nachgestellt. Die richtige Lösung wäre nach Ansicht des Rez. gewesen, im ersten Teil des Buches nur Epigraphisches und Orthographisches zu behandeln und das Kapitel über die Kopienfrage der Einleitung zuzuschlagen oder als eine zweite Einleitung anzufügen, als Einleitung, die selbst nicht zum eigentlichen Inhalt des Buches gehört, also auch nicht den Titel bestimmen darf — *Living in the Past*. Dadurch aber, daß Verf. zwar die Umstellung der beiden Kapitel, wie vorgeschlagen, vornahm, nicht jedoch die eigentlich zwangsläufige Ausgliederung des allgemeinen Kapitels, ist vielleicht doch eher verschlimmert als gebessert worden.

Im Kapitel über saitische "Kopien" (S. 1-59), das also als allgemeine Einleitung gelten darf, behandelt Verf. u.a. die sozusagen technische Frage, wie überhaupt die saitenzeitlichen "Kopisten" zu ihren Vorlagen kamen. Es wird hier wirklich alles, was zur Frage der Vorlagen gesagt wurde, zusammengetragen: Direktkopie älterer Denkmäler, Rückgriff auf Vorlagen zu älteren Denkmälern, Benutzung von Musterbüchern, (schulmäßig tradierte) Wissensvorräte ("stock phrases"). Und all dies wird in denkbare chronologische Abfolgen gesetzt (Diagramm S. 54). Wer sich über das Meinungsspektrum informieren will, findet hier einen zuverlässigen Führer durch die Sekundärliteratur.

Zwei Gesichtspunkte sollten hier nach Ansicht des Rez. zu einer Klärung der Problemstellung und zu einer Gewichtung der diversen Möglichkeiten beitragen, ein methodischer und ein materieller. In methodischer Hinsicht krankt die Kopienfrage immer noch daran, daß man sich eine Grundregel der *Textkritik* nicht ohne Wenn und Aber zu eigen macht: daß nämlich die direkte Abhängigkeit eines Denkmals von einer bestimmten Vorlage nicht bewiesen werden kann, daß vielmehr nach allen Regeln der Kunst nur die Nicht-Abhängigkeit, wenn nicht bewiesen, so doch plausibel gemacht werden kann. Wie man auf dieser Basis dennoch zu Aussagen gelangen kann, zeigt die klassische Textkritik, die hierfür eine Methode entwickelt hat (am zweckdienlichsten erscheint Rez. der Hinweis auf Monographien von Jürgen Zeidler, Peter Jürgens und Jochem Kahl, die unmittelbar vor der Publikation stehen). Und dieser Methode hat man sich in der Kopienfrage grundsätzlich zu bedienen, es sei denn, man könne die Methode der Textkritik als ungültig erweisen.

Was die materielle Seite des Problems angeht, so krankt die Kopienfrage daran, daß man sich über die Art der möglichen Vorlagen nicht genau genug verständigt hat. Der einfachste Fall ist die Direktkopie, die gerne bei lokal benachbarten Denkmälern ins Spiel gebracht wurde (NB: Direktkopie cum grano salis: Man braucht praktisch immer eine Zwischenkopie, um die, wenn auch geringe, lokale Distanz zu überbrücken). In diesem Falle hat man indes die Pflicht, nach textkritischer Methode die Abhängigkeit auszuschließen zu versuchen. Nur wenn dies nach ernstlicher Bemühung mißlingt, kann einstweilen — bis zum Beweis des Gegenteils — die Abhängigkeit angenommen werden. Nach aller Erfahrung ist der Versuch, die Abhängigkeit auszuschließen, im allgemeinen erfolgreich, wenn die Denkmäler reich an diskreten Einzelheiten sind; in anderen Fällen steht also zu vermuten, daß der Beweis nur aus Kriterienmangel nicht geführt werden kann.

Was speziell die "Musterbücher" angeht, sollte man sich darüber verständigen, was man unter diesem Begriff eigentlich verstehen will. Rez., der kein Kunsthisto-

riker ist, dachte dabei stets unreflektiert an den neuzeitlichen Eklektizismus, wie er sich z.B. bei der Fassadengestaltung im Berliner Mietshausbau manifestiert. Julius Posener, der Altmeister der neueren Architekturgeschichte, erinnert sich in diesem Zusammenhang an einen alten Berliner Maurermeisterwitz: “Der Maurermeister kommt zum Bauherrn und sagt: ‘Im Rohbau is dat nu fertig, wat forn Stil wolln Se denn nu dranne haben?’ [Im Rohbau ist das nun fertig, was für einen/welchen Stil möchten Sie denn nun dran (angebracht) haben]” (“Vorlesungen zur Geschichte der Neuen Architektur V”, *arch+* 69/70 [1983] 23). Es wären die Musterbücher also Bücher in der Art der pattern books, références, in denen dem Kunden Industrieprodukte wie Textilien oder Tapeten oder Gips-Fassadenteile bis hin zu Karyatiden zur Auswahl vorgelegt werden. Es steht zu vermuten, daß man hier tatsächlich am Ursprung der ägyptologischen “Musterbücher” ist. Man findet nämlich den Gedanken in der Frühphase der Diskussionen, wenn auch mit dem Begriff “Typenbücher” etikettiert, bei Ludwig Borchardt (*Das Grabdenkmal des Königs S’ahu-re* [Leipzig 1913] II, 35), bei Borchardt, der ja bekanntlich Berliner war und in Berlin Architektur studiert hatte. Der Begriff “Musterbuch” selbst könnte jedoch auch, da er wohl von kunsthistorisch beschlagener Seite in die Ägyptologie eingeführt wurde (durch von Bissing, *ZÄS* 53 [1917] 148?), eine andere Erklärung haben. Möglicherweise dachte man an die “Sammlung von Vorlagen, die dem mittelalterlichen Künstler als ‘exemplar’ dienten” (*Brockhaus Enzyklopädie*, 17. Aufl., s.v. Musterbuch). Kann man die Musterbücher des industriellen Zeitalters bzw. der eklektizistischen Neuzeit schlecht in das pharaonische Ägypten zurückprojizieren, so ist auch das mittelalterliche Musterbuch mit Vorsicht aufzugreifen, denn bei diesem hat schon die europäische Kunstgeschichte das Problem, eine klare Abgrenzung gegen das Skizzenbuch zu treffen. Ein weiterer denkbarer Anknüpfungspunkt wären vielleicht die architektonischen Lehrbücher, wie sie die Neuzeit hervorgebracht hat. Ich erinnere, um zu exemplifizieren, an Alberti und Palladio, Durand und Schinkel und schließlich an die *Bauentwurfslehre* eines Ernst Neufert. Man darf allerdings nicht vergessen, daß solche Lehrbücher von vornherein auf die Verbreitung im neuzeitlichen Buchdruck berechnet sind. Hier also wäre eine Präzisierung vonnöten.

Indes: Es fragt sich, ob mit einer solchen Präzisierung viel zu gewinnen wäre. Sooft ein Objekt häufig genug reproduziert wurde, um die Methode der Textkritik greifen zu lassen, erwies sich die Geschichte des Objektes als kompliziert. Die Überlieferung hat zahlreiche Verzweigungen, die erkennen lassen, daß immer wieder an den Objekten gearbeitet wurde. Z.B. besitzen eine solche Geschichte die Pyramidentexte in den sog. Persergräbern in unmittelbarer Nachbarschaft der Unas-Pyramide. Die Texte gehen zwar größtenteils auf die Unas-Version der Pyramidentexte zurück, aber sie gehen nicht direkt auf die Textfassungen in der Pyramide selbst zurück, vielmehr stehen, wie das Studium der Gesamt-Überlieferung der Pyramidentexte zeigt, zwischen dem Ur-Unas und den Persergräbern eine Menge von Zwischenabschriften. Die Tradition läuft also über die Schreibstuben (der Tempel) und über die Archive (eben dieser Tempel). Eine blendende Illustration hierzu liefern Papyri aus dem Tempelarchiv von Tebtynis, die Jürgen Osing (persönliche Mitteilung) in Museen ausgegraben hat und die vor der Publikation stehen: Kopien, die von den Vorlagen zu Gräbern der 1. Zwischenzeit und der 12. Dynastie in Asyüt abhängen (NB: von den Vorlagen, sie sind nämlich stellenweise besser als die Versionen in den Gräbern selbst). Im Prinzip ist das keine grundsätzlich neue Beobachtung: Z.B. konnte man zuvor mit Mitteln der Textkritik feststellen, daß selbst die qualitativ hochwertigen Textwiedergaben in den Pyramiden fallweise durch eine

spätere Kopie übertroffen werden. Man konnte also immer schon auf eine Archivtradition schließen. Das Spektakuläre an Osings Material ist, daß man jetzt echtes Archivmaterial in Händen hält. Was die "Kopien" der Spätzeit angeht, so ist also nicht eigentlich das Kopierwesen das Auffällige und Neue, sondern daß man sich intensiver mit den Archiven befaßte, offenbar Archivstudien betrieb und auf diese Weise nicht, wie sonst, nur das "zuoberst" liegende neuere Material in die Hände bekam, sondern auch die etwas älteren Archivbestände.

Das zweite Kapitel von Teil I stellt, wie gesagt, epigraphische und orthographische Beobachtungen zusammen. Es beginnt mit Angaben zur Schriftrichtung und zum Zeilen-Umbruch. Das Schwergewicht liegt auf den Beobachtungen zur Orthographie, die auf eine Reihe von Rubriken aufgeteilt werden: Archaismen, Hyperkorrekturen, späte und/oder "ungewöhnliche" Schreibungen, durch Lautwandel bedingte Neuerungen und, eine Restgruppe, Irrtümer. Es handelt sich soweit also um Belegmaterialien zur Bestimmung der Ursachen für die Abweichungen der spätzeitlichen Graphien von den klassischen Vorbildern, an denen sich die Spätzeit sonst orientiert. Die Belege sind als Materialzusammenstellung gewiß nützlich, auch wenn man die Erklärungen nicht immer für gut befinden kann. Vor allem, was den Zusammenhang zwischen Laut(wandel) und Graphie angeht, ließe sich manches präziser fassen und anders erklären. Es folgen Materialzusammenstellungen unter schriftsystematischen Gesichtspunkten: zu logographischen und phonographischen ("alphabetical") Schreibungen, zu Komplementierung und Determinierung sowie zur Zeichenanordnung (Transpositionen, "reversals", Monogramme), schließlich zur "orthographischen" Varianz innerhalb eines und desselben Textes. Über die Interpretation der Befunde ließe sich gewiß auch hier fallweise durchaus streiten. Das soll hier nicht geschehen. Als Materialzusammenstellung haben auch diese Beleglisten auf jeden Fall ihren Wert. Hingewiesen sei auf zwei Schlußfolgerungen, die eine, daß auffällige alphabetische Schreibungen nicht immer als Archaismus zu verstehen sind (S. 81), also — was Verf. nicht direkt behauptet — ganz im Gegenteil Alphabetschriften zum Vorbild haben könnten, und die andere, daß es kein spezifisches, einheitliches und abschließliches, saitisches Schriftsystem gibt, der epigraphische und orthographische Befund also uneinheitlich ist (S. 100). Ein Detail: In Fußnote 222 wäre eine andere Arbeit von William F. Edgerton zu zitieren gewesen: "Egyptian Phonetic Writing, from its Invention to the Close of the Nineteenth Dynasty", *JAOS* 60 (1940) 473-506, speziell 486-490.

Bei Eintritt in den zentralen Teil des Buches — "Part II: The Secular Verbal System in Dynasty 26" — äußert sich Verf. eingehend zu seiner Zielsetzung (S. 103f.). Er möchte, so eine der Formulierungen, einen "catalogue of examples" liefern, "illustrating the range of verbal usage" (S. 103), das heißt aber doch: nicht eigentlich das Verbal*system*, von dem in der Überschrift die Rede ist. Seine Perspektive ist eine philologische, keine linguistische (S. 104). Verf. rechnet sich also zu den bodenständigen Empirikern und nicht zu den abgehoben theoretisierenden Linguisten, oder, um das hübsche Bild Dieter Kurths zu gebrauchen (*GM* 108 [1989] 41): zu den Clowns am Boden der Manege und nicht zu den Verbalakrobaten in der Zirkuskuppel. A propos Clowns und Akrobaten: Man kann sich natürlich fragen, ob das Bild stimmt, ob wirklich die bodenständigen Empiriker den Unterhaltungswert von Clowns haben oder ob diesen nicht eher die theoretisierenden Verbalakrobaten besitzen; ob nicht vielleicht doch die Linguisten auf festem Boden stehen, die "bodenständigen" Philologen aber in der Zirkuskuppel turnen — ohne

das Netz der Theorie, so daß man ständig um ihren Absturz fürchten muß. Aber Spaß beiseite: Man kann vorgängige Materialaufbereitungen auch als Theoretiker durchaus schätzen, nehmen sie einem doch eine Menge Arbeit ab. Ob dann umgekehrt der “bodenständige” Empiriker dem folgen kann, was der Theoretiker aus seinem Material macht, steht auf einem anderen Blatt.

Wie aber sieht nun in der Praxis ein solcher Zugang zu den Texten aus, der sich auf dem Boden der empirisch beobachtbaren Tatsachen bewegen will? Was Verf. im Auge hat, ist das, was James P. Allen (*The Inflection of the Verb in the Pyramid Texts* [Malibu 1984]) als “written forms” bezeichnet: “broad categories” (S. 104), Entitäten, die nach ihrer äußeren Form und nach einfachen, bewährten syntaktischen und semantischen Kriterien aus dem fortlaufenden Text heraussegmentiert werden können. Was aber sind gültige “broad categories”? Wenn Verf. z.B. für solche Perfektiv vs. Imperfektiv (bei den Partizipien) oder Indikativ vs. Nominal vs. Zirkumstantiell vs. Prospektiv (bei den Verbalformen der Suffixkonjugation) hält (S. 104), so ist er hier mitten in die linguistische Theoriebildung hineingeraten. Seine “broad categories” der Suffixkonjugation etwa sind nämlich die einer ganz bestimmten Entwicklungsphase der sog. Standardtheorie, die der Polotskyschen “Tenses”. Doch selbst, wenn man die “broad categories” grundsätzlich akzeptiert, ergeben sich bei der Zuordnung der einzelnen Belege beträchtliche Probleme, z.B. bei den Partizipien, mit denen Verf., weil er sie für relativ unproblematisch hält, seinen Katalog eröffnet (Kap. 3, S. 109-139): Nach welchen Kriterien nämlich will man “perfektive” und “imperfektive” Partizipien voneinander trennen? Unmittelbar evident ist nur eines: Es gibt geminierte und nicht-geminierte Partizipien. Die geminierten sind — klassisch interpretiert — “imperfektiv”. Die nicht-geminierten Partizipien dagegen sind entweder “perfektiv” oder “imperfektiv”, so stets bei nicht-geminierenden Verbalklassen, aber auch fallweise bei den Verbalklassen, die die Geminierung grundsätzlich kennen, da nicht jedes Verb aus einer solchen Verbalklasse auch tatsächlich geminiert (vgl. J. P. Allen, op. cit., für das Alte-Reichs-Ägyptisch; auch im klassischen Ägyptisch gibt es einige solcher nicht-geminierenden Verben). Grundsätzlich bestünde noch die Möglichkeit, den Ansatz nicht-geminierte Belege als “imperfektiv” zu plausibilisieren, wenn diese parallel zu geminierten gebraucht sind (oder nach anderen kotextuellen Indizien). Statt dessen orientiert sich Verf. offenbar an der Zeitlage, wie sie in der englischen Übersetzung zum Tragen kommt, in der Weise, daß präsentische Zeitlage als “imperfektiv” interpretiert wird, sofern dem nicht — bei geminationsfähigen Verben, z.B. bei *prj* “herausgehen” — die Nicht-Geminierung widerspricht. Der Rest ist dann “perfektiv”. Das ist sicher kein probates Verfahren, wie sich leicht an den genannten Verben in der Art von *prj* ablesen läßt, deren nicht-geminierte, “perfektische” Form fallweise präsentisch zu übersetzen ist. Wenn man sich an das Offensichtliche hält, kann man also durchgängig nicht zwischen perfektiv und eher imperfektiv unterscheiden, sondern allenfalls zwischen imperfektiv und nicht-imperfektiv, oder, besser noch: zwischen geminiert und nicht-geminiert. Alles andere fällt unter die linguistische Theoriebildung.

Einzelheiten: (1) Die Belege mit *mr.(y)/mr.t* + Suffixpronomen “sein/ihr Geliebte(r)”, Ausdrücke, die zutreffend als substantivierte passivische Partizipien angesetzt sind, nicht als Relativformen — die perfektische nicht-geminierte Relativform müßte *mr.(t)n-* lauten —, sind als Exx. 51-56 in § 2.2 auf S. 123 f. unter die imperfektiven passivischen Partizipien geraten, während sie richtig unter die perfektiven des § 1.2 gehören. (2) Zu “*sčm=f*” für das futurische “Verbaladjektiv” *sčm.ti-f*

– von Verf. (S. 125-127) richtig verstanden – s. jetzt ausführlich K. Jansen-Winkeln, "Das futurische Verbaladjektiv im Spätmittelägyptischen", *SAK* 21 (1994) 107-129. (3) Bei den Relativformen setzt Verf. neben der imperfektiven und prospektiven Relativform zwei perfektive an: die *sčm.n=f*-Relativform, die Standardform der klassischen Sprache, und eine *sčm=f*-Relativform, von der man als Sprachhistoriker gerne wüßte, ob es sich um die betreffende *präklassische* Form handelt, die J. J. Clère entdeckt hat, oder um den *Nachfolger* der *sčm.n=f*-Form analog zum (neuägyptischen) Perfektiv *sčm=f* als Nachfolger des klassischen *sčm.n=f*.

So viel zu dem Formen-Komplex, den Verf. für den einfachsten hält und deshalb mit diesem seine Morphologie beginnt. Es folgen Pseudopartizip ("Old Perfective"), *sčm.n=f*, *sčm=f*, Infinitiv, Negation und Diverses wie Auxiliare, zusammengesetzte Formen, in dieser Reihenfolge.

Zum Gebrauch des Pseudopartizips ("Old Perfective", Kap. 4, S. 141-149) bemerkt Verf., es verhalte sich wie im klassischen Ägyptisch. Klar ist, daß sich in seinem Material weder der noch ausgedehntere trans.-akt. Gebrauch der Alten-Reichs-Sprache findet noch das initiale Pseudopartizip dieser Sprachstufe. Das ließe sich leichter erkennen, wenn Verf. das Material nach Bedeutungsklassen der belegten Verben (Zustandsverben, Verben der Bewegung, ...) und nach Art des Subjekts (substantivisch, pronominal) sortiert hätte. Eine Einzelheit: Sätze mit substantivischem Subjekt und Verb der Bewegung (Exx. 102f.: *hntj, bwʒ*) sind vielleicht, anders als Verf. denkt, eher Haupt- als Nebensätze, was die Bilanz Hauptsatz zu Nebensatz etwas zugunsten des wenig belegten Hauptsatzes verbessern könnte.

Das *sčm.n=f* (Kap. 5, S. 151-185) ist in allen Haupt-Verwendungsmöglichkeiten des klassischen Ägyptisch belegt: in der "Emphatischen" Konstruktion (S. 154-171), im Umstandssatz ("nachdem"-Form, S. 175-179) und als kontinuitive Verbalform (S. 179-182), schließlich im *n sčm.n=f* (S. 171-174). Über die Verbindungen des *sčm.n=f* mit einer vorangehenden Partikel, die für das klassische Ägyptisch so bezeichnend sind, wird nicht zusammenhängend referiert. Teils finden sich die Belege hier (*sk/isč, mk*), teils erst in Kapitel 9 bei der Behandlung der Auxiliare (*iw*, S. 269-274). *h.n*, das man unter diesen Auxiliaren erwarten könnte, findet sich S. 279f., aber nur in Verbindung mit *sčm=f*, nicht mit *sčm.n=f*. Auf diesen Befund wird bei Behandlung des *sčm=f* im folgenden die Sprache kommen, wo darüber hinaus zu diskutieren sein wird, ob es neben den typisch klassisch-ägyptischen Hauptsatzkonstruktionen aus Partikel plus *sčm.n=f* nicht auch partikkeloses *sčm=f* in dieser Funktion gibt.

Kapitel 6 (S. 187-241) behandelt das *sčm=f*: Abgesehen vom "indikativischen" *sčm=f* (S. 195-205), auf das gleich noch genauer einzugehen sein wird, werden klassische Verwendungsweisen belegt: das "nominale" *sčm=f*, d.h. die Form, die bei Polotsky als "emphatisch" oder "substantivisch" bezeichnet wird (S. 206-220), das zirkumstantielle *sčm=f* (S. 220-227) und das prospektive *sčm=f*, d.h. die Form, die neuerdings von J. P. Allen als "Subjunktiv" bezeichnet wird, nicht das prospektive *sčm.w=f* (S. 227-239). Behandelt werden jeweils Aktiv und Passiv sowie nicht-negierte und negierte Formen. Vom "indikativischen" *sčm=f* abgesehen, also das Kategorienspektrum der Polotskyschen "Tenses". Bezieht man das "indikativische" *sčm=f* mit ein, so ergibt sich indes ein ganz anderes Bild. Es handelt sich nämlich offensichtlich um einen aus anderen Texten bzw. Textkorpora bekannten Sprachgebrauch, nach dem als Vergangenheitstempus nicht-"emphatisches" initiales *sčm=f* neben "emphatischem" *sčm.n=f* steht: so im Neo-Mittelägyptischen der vor-

angehenden 25. Dynastie (Piye-Stele: T. J. Logan – J. G. Westenholz, “*Sdm.f* and *Sdm.n.f* in the Pey (Piankhy) Inscription”, *JARCE* 9 [1982] 111-119) und im “Denkmal-Ägyptischen” (“monumental Egyptian”) der Ramessidenzeit (P. A. Piccione, “On the Use of the *Sdm.n.f* in the Historical Texts of Ramesses III at Medinet Habu”, *Serapis* 6 [1980] 103-116; NB: Ob “Denkmal-Ägyptisch” das richtige Wort ist, sei dahingestellt; Piccione weist S. 113 auch auf den großen pHarris hin). Es gibt diesen Sprachgebrauch spätestens seit dem Ende der 2. Zwischenzeit (Kamose-Stele, nach Beobachtung von J. Quack). Was den Gebrauch des *sçm=f* anstelle des klassischen *sçm.n=f* angeht, darf man vielleicht sogar an die eine oder andere problematische Stelle klassischer Literaturwerke erinnern, an denen auf ‘*h’.n* ein *sçm=f* folgt (Schiffbr. 77-80 mit gleich drei *sçm=fs* statt der erwarteten *sçm.n=fs*, also vertrauenswürdig; Bauer B 1, 23/alt = 54/neu, möglicherweise nach Ms. R in *sçm.n=f* zu korrigieren). NB: Auch im ramessidischen Denkmal-Ägyptischen findet sich die Sequenz ‘*h’.n sçm=f* (S. 279f.). Ebenso könnten – was zu prüfen wäre – fallweise Texte der 18. Dynastie einen solchen Sprachgebrauch widerspiegeln (Material bei T. Ritter, *Das Verbalsystem der königlichen und privaten Inschriften, XVIII. Dynastie bis einschließlich Amenophis III.* [Wiesbaden 1995] bes. 76-120.193-195).

Sieht man sich nun jedoch die Belege, die Verf. für das “indikativische” *sçm=f* (S. 195-199) gibt, daraufhin an, ob sie eine solche Erwartung befriedigen, also das Hauptsatz-Perfekt *sçm=f* darstellen, so macht man zunächst eine wenig erfreuliche Erfahrung: Von einer Ausnahme abgesehen (Ex. 191), ist kein einziger der relativ wenigen Belege für das “indikativische” *sçm=f* (S. 196-199) ohne Problem: Vier der sieben Textstellen (Exx. 193-196) zeigen das Verb *wnn* in der Konstruktion *wn=f* + Präposition + Infinitiv, also einen in die Vergangenheit konvertierten Adverbialsatz (Pseudoverbalsatz) – wie immer man *wn* erklären mag, als Vergangenheitskonverter oder als altes *sçm.n=f*. Ein *sçm=f* (Ex. 190) dürfte Umstandsform sein (*çt=sn* “indem sie sagen”). Bei zwei Formen (in Ex. 192) handelt es sich um intr. Verben, bei denen eigentlich, so wie Verf. die Belege versteht, Pseudopartizip zu erwarten wäre. Allenfalls Beispiele mit *rçï* (in Ex. 191) könnten standhalten, obwohl auch da Alternativlösungen nicht auszuschließen sind. Tatsächlich finden sich aber die gesuchten Belege im Abschnitt über das “nominale”, anders gesagt: das “emphatische” *sçm=f* (S. 209-216) bzw. das passivische Pendant *sçm.tw=f* (S. 218f.). Es muß allerdings hier auch zuerst einmal das Material sortiert werden: Einige Belege (Exx. 220-227) zeigen Geminatio oder stehen nach Präposition oder sind nicht-präterital zu verstehen (oder mehrere zugleich), belegen also eine andere als die gesuchte Form (de facto: den alten Generalis *mrr=f* bzw. evtl. den alten Prospektiv *wnn=f*; in Ex. 226 handelt es sich offenbar um den Subjunktiv). Die übrigen Belege (Exx. 207-219), von einzelnen anders zu erklärenden abgesehen (Ex. 217: Partizip; Ex. 218: narrativer Infinitiv; Ex. 211: unklar), dürften dagegen alle und können auf jeden Fall alle das gesuchte “indikativische” Vergangenheitstempus *sçm=f* darstellen. Sicher ist dies zum mindesten bei drei Sätzen in Ex. 215, darunter z.B. *ç=ï t n hkr* “Ich habe dem Hungrigen Brot gegeben” eine Formel, die in älterer Zeit (*iw*) *ç.n=ï* hat und in der eine Betonung des Empfängers der Spende nicht in Betracht kommt – wem sonst als dem Hungrigen Brot zu geben, sollte man sich rühmen wollen? Dem ganz entsprechend ist das Passiv *sçm.tw=f* (Ex. 234) zu beurteilen. Immerhin erwähnenswert ist, daß in Ex. 214 die Form von *rçï* “geben” *rç* lautet, also die Form, die der mutmaßliche altägyptische Vorgänger ebenfalls zeigt. Es gibt also offenbar den vermuteten Sprachgebrauch: “indikativisches” *sçm=f*, “emphatisches” *sçm.n=f*.

Das aber hat Weiterungen. Da dieser Sprachgebrauch weder der des etwa zeitgleichen Neuägyptischen ist noch ein Klassizismus sein kann, auch in keiner Weise in die diachronische Entwicklung vom klassischen Ägyptisch zum Neuägyptischen als Zwischenstufe eingeordnet und schwerlich als Sprachmischung erklärt werden kann, muß es sich um die Eigenart eines Dialekts/Soziolekts handeln, der von den Dialekten/Soziolekten verschieden ist, die der klassischen Literatursprache bzw. dem Alltags-Neuägyptischen zugrunde liegen (vgl. A. Spalinger, "A Sequence System", *RdE* 39 [1988] 107-129, bes. 113f.). Texte mit diesem Sprachgebrauch treten in Friedrich Junges Konzept der Sprachstufen und ihren Verwendungen in bestimmten Sprechhandlungen ("Sprachstufen und Sprachgeschichte", *ZDMG Suppl.* 6 [1985] 17-34) als Zeugen für das "Neo-Mittelägyptische", die für die Spätzeit — neben dem Demotischen — an sich typische Sprachvarietät, überhaupt nicht auf — was bloßer Zufall der Jungeschen Textauswahl sein dürfte —, sie treten aber auf als Zeugen für das "Medioneuägyptische", ein mehr oder minder klassisch gefärbtes Neuägyptisch, und zwar im am wenigsten klassisch beeinflussten Grenzbereich der Jungeschen Textgruppen-Gradation, und sie treten auf als Zeugen für das "Spätmittelägyptische", ein mehr oder minder neuägyptisch gefärbtes klassisches Ägyptisch. Die Zuordnung der Texte mit unserem Sprachgebrauch zu diversen Sprachvarietäten dürfte zwei Ursachen haben: Einerseits dürfte es eine Folge der Jungeschen Versuchsanordnung sein, die davon *ausgeht*, daß man Texte sachgerecht nach der Anzahl der Klassizismen bzw. Neuägyptizismen klassifizieren kann und die von vornherein keinen dritten Faktor in Rechnung stellt; andererseits dürfte das Resultat davon beeinflusst sein, daß innerhalb der Texte Erzählung und Rede, die unterschiedlichem Sprachgebrauch folgen können und tatsächlich folgen, nicht geschieden werden. Es steht also zu vermuten, daß *neben* Spätmittelägyptisch, Medio-Neuägyptisch und Neo-Mittelägyptisch eine weitere, mehr oder minder einheitliche Sprachvarietät anzusetzen ist, die "staatlichen" Sprechhandlungen dient, eine Sprachvarietät, die zuerst als "Ramesside Monumental" gefaßt wurde, aber deutlich über die Ramessidenzeit hinaus reicht, nach früher und nach später. Wenn *Junge* die Sprache der "staatlichen" Sprechhandlungen der Spätzeit als Neo-Mittelägyptisch ansetzt, so hat das schon seine Berechtigung: Es gibt in der Tat entsprechende Texte. Wenn aber *Verf.* sein Material dem Neo-Mittelägyptischen zurechnet, so befindet er sich weniger im Recht. Sein Kern-Textkorpus, die königlichen Texte der 26. Dynastie, entspricht mehr oder minder — die am meisten neuägyptisch geprägte (vgl. 403f.) Nitokris-Adoptionsstele am besten außer acht gelassen — dem "Ramesside Monumental". Neo-Mittelägyptisch dagegen könnten die ergänzend herangezogenen biographischen Texte sein. So betrachtet, war es sicherlich nicht sehr geschickt, das Kern-Textkorpus zu erweitern: Mit den in den königlichen Texten fehlenden grammatischen Erscheinungen dürfte sich *Verf.* statt der gesuchten Kompletierung einer Sprachvarietät die Verwischung der Grenzen der Sprachvarietäten eingehandelt haben. Dieses Thema abschließend sei, um *Verf.* nicht in schiefes Licht zu setzen, festgehalten, daß er sehr wohl auch selbst gesehen hat, daß der Sprachgebrauch seines Textkorpus fallweise mit dem der ramessidischen Denkmal-sprache zusammenhängt (z.B. S. XXXIII).

Die beiden Kapitel zur Suffixkonjugation, Kap. 5 zum *sčm.n-f* und Kap. 6 zum *sčm-f*, sind jeweils eingeleitet mit nützlichen Überblicken über die Befunde in älteren Sprachperioden (frühes und späteres Altägyptisch, klassisches Ägyptisch, ramessidisches Denkmal-Ägyptisch, Neuägyptisch, kuschitisches Ägyptisch) und im etwa zeitgleichen Demotisch (S. 151-154.187-195).

Beim Infinitiv, dessen Gebrauchsweisen aufgelistet werden (Kap. 7, S. 243-257, ohne Überraschungen), sind die Schreibungen der III. inf. nicht uninteressant: Verf. stellt fest, daß die Texte hinsichtlich der Schreibung bzw. Nicht-Schreibung der ursprünglichen Endung *t* im st.a./st.cs. bei den einzelnen Verben stets entweder *t* schreiben oder stets *t* nicht schreiben. Man kann noch ein Weiteres am Material ablesen: Es sind nur bestimmte Verben, die *t* überhaupt schreiben, stets *rčj* “geben, veranlassen”, teilweise *irj* “tun”, im Einzelfall *mkj* “schützen”. Es handelt sich offenbar um orthographische Traditionen, wie sie Jean Winand (*Études de néo-égyptien 1, La morphologie verbale* [Lüttich 1992]) für das Neuägyptische (namentlich bei der Schreibung des Infinitivs) beobachtet hat. Bei *rčj* und *irj* handelt es sich um häufiger gebrauchte Verben — im Textkorpus überhaupt die einzigen mehr als einmal belegten — bzw. um Schreibungen, die von verwandten Substantiven übernommen wurden und durch deren Schreibkonvention gestützt werden, so bei *mk.t* “schützen” nach *mk(+w).t* “Schutz”. Allen anderen im Textkorpus schwach — genau: einmal — belegten Verben fehlt das *t* (*iwj*, *wj*, *prj*, *hwj*, *stj*, *skj*, *šmj*), sogar im st. pr. (*hsj* “begegnen”). Diese Schreibregeln beherzigend, kann man in Ex. 287 getrost “*ir.t*” statt als Infinitiv als Partizip *irj* interpretieren; *t* bedeutet für sich genommen nichts, es ist nur Bestandteil einer traditionellen Wortschreibung.

Das kurze Kapitel über die Negationen (Kap. 8, S. 259-265) behandelt, nachdem die Negationen vor Verbalformen der Suffixkonjugation bereits im Kapitel über diese Verbalformen behandelt sind (S. 151-241), die diversen restlichen Negationen: *n/nn* im negierten Existenzsatz, *tm* zur Negierung des Infinitivs und des Konsekutivsatzes, das Relativum *iw.tj* und *nfr-n*. Es gibt jeweils nur wenige Belege.

Interessanter wieder ist das Kapitel über Auxiliare etc. (Kap. 9, S. 267-294). Die Interpretation von *iw sčm=f* (S. 267-269) als klassischem Generalis, die Verf. entweder allein erwägt oder doch für die erste Wahl hält, ist bei zwei Belegen (Exx. 353, 355) vom Sinn her eher problematisch. In diesen Fällen könnte es sich um einen Umstandskonverter vor präsentischem, nicht perfektischem *sčm=f* handeln, also eine Konstruktion, die weder klassisch noch neuägyptisch ist; auch im dritten Beleg (Ex. 354) und beim Passiv *iw sčm.tw=f* (Ex. 356) ist eine solche Lösung denkbar. Der einzige Passivbeleg *iw ir.t(w)* (Ex. 356) ist, wie auch von Verf. erwogen, am besten als klassisches *ir.nt(w)* “es wurde gemacht” zu interpretieren. Zwar wird, wie der folgende Paragraph (S. 269-274) für das Aktiv zeigt, in *iw sčm.n=f* das Bildungselement *n* in der Regel geschrieben (Exx. 357-369), aber in einem Fall (Ex. 370) bleibt es auch im Aktiv ungeschrieben (*iw wč* “es befahl”); allerdings steht im letzteren Fall das erwartete *n* von **wč.n* vor *n-ı* “mir”, kann also infolge Haplographie verlorengegangen sein.

Nur kurz sei auf Teil III (S. 297-385) der Arbeit eingegangen — unangemessen kurz, da gerade der Gewinnung einer zuverlässigen Textbasis die besondere Liebe des Verf. gilt. Hier werden die wichtigsten königlichen Texte im Wortlaut und in kommentierter Übersetzung vorgelegt: Adoptionsstele der Nitokris (Kairo JdE 36327); Stele VII Psammetichs I. aus Saqqāra; Stelen Psammetichs II. aus Šalāl (jetzt in Kairo bzw. Neu-Kalabša), in Karnak und aus Tanis (Kairo JdE 67095); Stelen des Apries in Memphis und des Amasis aus Memphis (Kairo JdE 37974). Diese Texte kennt Verf. aus Autopsie, und auf diese allein stützen sich auch — sieht man von den ergänzend herangezogenen nicht-königlichen Materialien ab — seine grammatischen Recherchen. Daneben gibt es weiteres, weniger ergiebigeres königliches Material, das Verf. künftigen Bearbeitern überläßt. Eine Aufstellung dieses Materials, soweit es Verf. bekanntgeworden ist, findet sich im Resümee des Bu-

ches auf S. 403. Zum Kernmaterial bietet Verf. je nach Fall Transkriptionen in Computer-Hieroglyphen in der Disposition des Originals oder in analytischer Darstellung in Art der "Urkunden", Fotos (von vielfach unbefriedigender Qualität) und Faksimile-Zeichnungen des Verf., in denen sich seine hohen Qualitäten als Graphiker und Epigraphiker dokumentieren. Zum Kernmaterial der königlichen Texte findet sich schließlich (S. 431-466) ein vollständiger Wortindex mit Angabe der hieroglyphischen Schreibungen.

Das Buch bietet, um zu resümieren, zweckdienlich aufbereitete Materialien, läßt aber dem Linguisten, dem Systematiker, noch einige dankbare Arbeit übrig. Man kann, wie hier exemplifiziert, die paradigmatischen Zusammenhänge zwischen den fraktionierten Einzelformen zu bestimmen versuchen. Das hat freilich seine Grenzen: Das Textkorpus belegt keinen einheitlichen Sprachgebrauch. Man wird Quellenscheidung vornehmen müssen, ähnlich wie dies Karl Jansen-Winkeln (*Text und Sprache in der 3. Zwischenzeit* [Wiesbaden 1994]) für das Sprachmaterial der 3. Zwischenzeit getan hat, indem er Textsorten scheidet. Dann freilich wird für viele Fragestellungen die Materialbasis noch enger, als sie jetzt schon vielfach ist. Man wird also die Phänomene auch im weiteren Zusammenhang betrachten, über das von Verf. behandelte Textkorpus ausgreifen müssen. Man wird nicht zuletzt das von Verf. ausgebreitete Material mit Gewinn zu Rate ziehen, wenn man die Probleme von anderen Textkorpora aus betrachtet und dort in Belegnöte gerät.

Was den Titel angeht — *Living in the Past* — hat man seine Probleme: Die Texte, jedenfalls die im Mittelpunkt stehenden königlichen, stehen zum mindesten teilweise in der wohl ungebrochenen Tradition der ramessidenzeitlichen Denkmal-Sprache oder sind, wie die Nitokris-Adoptionsstele, noch teilweise Neuägyptisch gefärbt. Wenn Texte auf ältere, klassische Formulierungen zurückgreifen, dann sind es eher und mehr die privaten biographischen. Das "Leben in der Vergangenheit" wäre also zu relativieren.

Das Buch ist mit großem Engagement vorbereitet und mit Sorgfalt geschrieben und produziert worden. Man wird die Mühen von Verf. gewiß durch lebhaften Gebrauch in der weiterführenden Forschung entlohnen.

Ägyptologisches Institut
Schloß
D-72070 Tübingen